

Fremdes Land, fremde Menschen

Jena, den 4.12. 1993

Ich gebe mir in diesen frühen Winterwochen alle Mühe, mich von meinen Eindrücken nicht unterkriegen zu lassen. So besuche ich noch immer das Mittwoch-Abend-Orgelkonzert in der Stadtkirche.

Neulich fand ich am schwarzen Brett in der Fachhochschule eine Einladung zu einem kleinen Konzert. Es wurde im Rahmen der Reihe: „Kunst im kleinen Kreis“ veranstaltet.

anspruchsvoll und anheimelnd: „Kunst im kleinen Kreis“

Ich, die ich Kammerkonzerte liebe und immer auf der Suche nach Gelegenheiten bin, wo ich interessante Menschen treffen kann, war letzten Sonntag dort. Man trifft sich bei dieser Veranstaltungsreihe in Räumen, die einen gemütlichen, ja fast privaten Eindruck machen. In dieser ansprechenden Atmosphäre stellt man den 20, 25 ZuhörerInnen Künstler vor, die Ausgefallenes, Ungewöhnliches präsentierten. Dieses Mal wurden Gedichte einer Poetin vorgetragen, deren Namen ich noch nie gehört hatte. Eine kleine Musikergruppe untermalte die Lesung mit geschliffenen Sonatinen von Telemann, die sie auf barocken Instrumenten intonierten. Ich fühlte mich wohl. Vorsichtig betrachtete ich die Leute, die mit mir hier lauschten. Sie schienen sich weitgehend zu kennen. Kinder saßen mit dabei, die es offensichtlich gewohnt waren, mit solchen Kostbarkeiten gefüttert zu werden. Die Gesellschaft wirkte lebendig, sowie entspannt und ausgeglichen. Hier könnte ich mich zu Hause fühlen, dachte ich, als die letzten Töne verklungen waren.

Aber am Ende lief alles auseinander und ich fühlte mich einsam. Trotzdem besuche ich die Veranstaltungsreihe weiter, das habe ich mir fest vorgenommen.

Jena, den 6. 12 1993

Auf der Dienstoffahrt nach Saalfeld am Donnerstag war ich in Jena Paradies in den Regionalzug eingestiegen. Ich schaute aus dem Abteilstfenster. Draußen floss die Saale in weiten Mäandern durch ein breites Wiesental. Jetzt, wenige Wochen vor Weihnachten wirkte die Landschaft schwermütig. Die wirbelnden Sonnenkringel über den Kalkhängen, das warme Gold auf den moorigen Wiesen, durch die die Saale ihr silbernes Band zieht, gehören für dieses Jahr der Vergangenheit an. Aber nächstes Jahr wird es wieder so sein.

Zwei Osis ins Gespräch vertieft

In meinem Abteil saß ein älterer Mann, vielleicht 60, vielleicht schon 65. Es gelingt mir hier nur schlecht, das Alter der Menschen richtig einzuschätzen. Der Mann unterhielt sich laut und ungezwungen mit einer etwa 30-jährigen Frau, die ihm gegenüber saß. Die beiden schienen

sich zu kennen, gehörten aber nicht zusammen. Ich konnte nicht anders, als ihrem Gespräch zuzuhören. Sie sprachen gerade darüber, dass ein Bekannter vor wenigen Tagen seine Arbeit verloren hatte.

„Und, was sagt Hannelore dazu?“

„Wozu?“

„Na, dass sie seinen Betrieb abgewickelt haben.“

„Was denkst du, was sie sagt? Sie ist stinksauer. Sie schimpft auf ihn, als könnte er was dafür. Neulich hat sie ihm vorgeworfen, dass deren Nachbar schon wieder eine Stelle hat. Der hat sich als Wachmann anheuern lassen, bei ner Westfirma, die hier in der Nähe aufgemacht hat.“

„Ne, das ja nun nicht! Und das findet Hannelore gut?“

„Ach, ich glaube nicht wirklich. Aber sie ist so durcheinander. Sie versteht seit der Wende die Welt nicht mehr, weißt du. Ihre Stelle beim HO haben sie ja auch weggestrichen. Und in das neue Wessi-Geschäft unten an der Ecke, da haben sie nur junge Frauen eingestellt.“

„Ist ja auch ne Schweinerei!“

„Jetzt wollen sie uns verbieten, unten am Hochhaus die Blumenbeete zu pflegen. Das würde jetzt ne Gartenfirma machen. Die spinnen!“

„Das kommt die doch viel teurer, oder?“

„Ich habe das Gefühl, das Wichtigste für die ist, dass wir hier nicht wieder auf die Beine kommen, jedenfalls nicht mehr auf die alten Beine. Sieh dir doch die Leute hier im Viertel an! Keiner weiß, was nun kommt. Manfred sagte neulich zu mir: ‚Weisst du was, da haste ein ganzes Leben gearbeitet, hast gute Sachen gemacht, die die Leute gebraucht haben, warst du stolz darauf. Und die anderen haben dir auf die Schulter geklopft. Da haste doch gewusst, wozu du gelebt hast und den ganzen Schlamassel auf dich genommen hast.‘ Du kennst Manfred ja, er wird so schnell grundsätzlich, aber Recht hat er doch meistens.“

Die Frau nickte.

„Und dann hat er noch gemeint: ‚Und was du geleistet hast, was du dir erarbeitet hast, was du richtig gefunden hast, was du geliebt hast, das alles ist jetzt nichts mehr wert. Nichts. Es gilt einfach nichts mehr und sie erwarten, dass du selbst wie ein Irrer herumspringst und herausbrüllst, wie schrecklich alles bei uns war.‘ Issst du nicht so? Meinst du nicht auch?“

„Stimmt, da hat er völlig recht! Und viele machen es ja auch so. Die kriegen dann auch gleich was Neues unter die Füße. Aber andererseits“, sagte die Frau, „Peter, denk doch mal an die Stasi und dass wir ständig anstehen mussten, weil nichts zu kaufen da war. Und die mit ihren ewigen Parolen. Das konnte ich auch nicht mehr hören, weißt du.“

„Ja, ja, man sollte auch nicht undankbar sein, da haste recht. Man kann ja jetzt immerhin reisen. Ich möchte mal den ‚Schiefen Turm von Pisa‘ sehen, davon habe ich schon immer geträumt.“

„Wenn das Geld reicht, fahren wir nächsten Sommer nach Paris, mein Mann und ich. Aber wahrscheinlich muss man sich da vorher erst mal neu einkleiden. Wenn man da so hinkommt, wie wir beide jetzt aussehen, ich glaube, die lassen uns gar nicht rein.“

Die junge Frau lachte.

„Und weißt du auch, dass wir hier nur ne ganz kleine Rente kriegen, während die drüben alles einsacken?“

„Denen sind wir sowieso egal“, stimmte die junge Frau zu. „Neulich war mal ne Touristin bei uns in der Kaufhalle, ich meine, als es die noch gab. Sie stolzierte rein, sah sich alles an, rümpfte die Nase und sagte lächelnd: ‚Na, da sind Sie sicher sehr froh, dass es jetzt bei Ihnen auch mal was Vernünftiges zu kaufen gibt?‘ Ich hätte sie am liebsten gehohlet. Aber nachdem sie das gesagt hatte, drehte sie sich um und verschwand einfach wieder, ohne was zu kaufen. Da war meine Wut vorbei und ich habe den Mund nicht mehr zu gekriegt vor Verblüffung. Die brauchen uns nicht, Peter. Ich sage dir, wir sind für die nichts, einfach gar nichts!“

„Das ist wohl so“, gab der alte Mann zurück. Dann sagte er aufgeschreckt:

„Du, wir müssen hier raus. Du willst doch sicher auch nach Rudolstein? Halt mal die Ohren steif und sieh zu, dass deiner nicht schlapp macht bei seinem neuen Job. Der ist sowas doch gar nicht gewohnt, den ganzen Tag schwere Sachen schleppen.“

Dann standen die beiden draußen, die Türen schlossen sich und ich war erneut allein. Ich empfand Sympathie, Mitleid, Solidarität mit diesen Menschen. Aber gleichzeitig fühlte ich mich irgendwie abgestoßen von ihnen. Wieso? Ach, es war mir auf einmal alles zu viel!

In Saalfeld traf ich kurz darauf einen Kollegen aus Erfurt, mit dem ich mich ab und an über die hiesigen Verhältnisse austausche. Ich erzählte, was ich auf der Hinfahrt erlauscht hatte.

Ist das noch der gute alte Kapitalismus?

„Ich kann auch seit einiger Zeit auch nicht mehr zuschauen, wie die Leute hier verarscht und entwürdigt werden. Ich stoße hier ständig auf kapitalistische Auswüchse, wie ich sie früher nicht kannte. Weißt du, ich frage mich, haben sich die Zeiten so geändert oder ist es der Osten, der den Kapitalismus einfach widerstandslos hinnimmt, ihn einfach zulässt in einer unverhüllten und brutalen Form. Ich möchte fast sagen: Das ist nicht mehr der gute alte Kapitalismus, den ich seit meiner Kindheit kenne.“

Ich lachte. „Das klingt gerade so, als hättest du dich an ihn ganz gut gewöhnt?“ „Aber so war es doch nie bei uns! Ich habe immer mehr das Gefühl, dass unsere kapitalistischen Verhältnisse hier auf einen verdammt fruchtbaren Boden gefallen sind. Das macht mir Angst. Hier sind Sachen möglich, die hätte es bei uns nie gegeben. Oder konntest du dir früher im Westen vorstellen, dass man auf einmal schier überall von Werbung verfolgt wird: Im Radio, ja sogar auf Elternabenden in der Schule, wo im Flur zwischen den Klassenräumen ein Geschäft für Schreibwaren seine Sachen verkauft. Das wäre bei uns tabu!“ „Und all die Arbeitnehmerrechte, die jetzt einfach abgeschafft werden! Aber die Leute denken wahrscheinlich: ‚Nun gut, das ist ebenso. Wir haben es ja gewollt und gewählt.‘

Ja, das ist schon traurig. Wir trennten uns nachdenklich.

Jena, den 10.12.1993

Auch bei meinen Schulbesuchen im Rahmen des Modellprojektes erlebe ich mein blaues Wunder. Zum Beispiel neulich in Sonnetal, da war es besonders krass.

Bei dem Treffen war auch noch irgendein Mensch aus dem Kultusministerium dabei und meine lieben Lehrerkollegen und Kolleginnen verhielten sich wie ein paar unsichere, nur auf ihr Wohlverhalten bedachte Untertanen. Sie schienen mir eifrig bemüht, ihre bisherigen Verfahren und pädagogischen Ansätze zu vergessen und lieber die Wünsche des Kultusministeriums zu erfüllen. Denn von dort wurde das Projekt bezahlt, und die Schule sollte nicht in den Ruf kommen, sich dem Neuen nicht öffnen zu wollen. Ihr neuer Schulleiter war ein pensionierter Studienrat aus Villingen in Oberschwaben. Er hatte erst vor ein paar Monaten die Leitung ihrer Schule übernommen.

Das Alte ist Schnee von gestern, immer und grundsätzlich.

Vor ihm hielten sie sich ebenfalls bedeckt und begrüßten lauthals die geplanten Freizeitangebote für Schülerinnen am Nachmittag, die das Projekt mit sich brachte. Nur einmal ließ einer der Lehrer hinter vorgehaltener Hand mir gegenüber durchblicken, dass sie all das vor kurzem noch täglich praktiziert hätten, umfangreicher, auch personell viel besser ausgestattet, als es die jetzigen Pläne vorsahen. Er selbst habe über zehn Jahre lang jede Woche an zwei Nachmittagen Schülerkurse in Astronomie und in Handball veranstaltet. Es gab an seiner Schule Sportgruppen, Mädchen, die sich an künstlerischen Arbeiten versuchten, die malten oder mit Ton arbeiteten. Es gab freiwillige Kurse in Esperanto, in Georgisch, und so vieles mehr. Das alles aber war von heute auf morgen nach der Wende abgewickelt und abgeschafft worden.

Aber selbst dieser Lehrer lächelte später den vortragenden Sprecher aus dem Westen verzückt an — scheinbar voller Glauben und Vertrauen in die Errungenschaften der westlichen Welt. Als ich mich nach diesem Besuch für die Rückfahrt wieder am Bahnhof einfand, stellte sich eine der Lehrerinnen zu mir, die in dieselbe Richtung fahren musste. Bis der Zug kam, entwickelte sich zwischen uns ein Gespräch über das, was wirklich zu sagen war. Unumwunden legte sie mir dar, was sie und ihre Schule durch die Wende verloren hatten und was das Kollegium zutiefst vermisste. Allein schon, dass es heute verpönt sei, vom Erziehungsauftrag der Lehrer zu sprechen.

nur noch für Bildung zuständig, nicht mehr für Erziehung

Lehrer, so hieße es jetzt, seien heute nur noch für Bildung zuständig. „Als ließe sich das trennen!“, schimpfte sie. „Das läuft hinaus auf eine reine Leistungsorientierung der Schule, mehr nicht. Aber selbst die Eltern denken heute schon so und haben nichts anderes mehr im Kopf als die Frage, ob ihr Kind auch gute Leistungen bringt. Wissen Sie, es ist wie eine Degradierung, was man da mit uns macht. Wir sollen nur noch Paukmaschinen sein, bei der Erziehung sollen wir, müssen wir uns raushalten. So was Absurdes aber auch!“

Ich war verblüfft, dass sie mir das anvertraute. Doch auch wenn diese Leute mir vertrauen, ich

kann an ihrer Lage ja doch nichts ändern. Und so bleibe ich für sie letztlich doch der Bote des neuen Systems. Und das ist für mich schlimm.

Jena, den 11.12.1993

Immer wieder fällt mir auf, wie verrückt es eigentlich ist, die Infrastruktur, die sozialen Beziehungen, die Produktion und die Kultur eines Landes kaputt zu schlagen, um im Anschluss das alles — inhaltlich etwas bescheidener, aber lauter, greller und bunter — wieder aufzubauen? So wie sie erst die gesamte Infrastruktur der Nachmittagsbetreuung an den Schulen geschliffen haben und jetzt mit meinem Modellprojekt wieder eine Schulbetreuung am Nachmittag einführen, die aber nicht in Ansätzen den Umfang und die Verbreitung hat. Oder wie verarscht haben sich die Leute bei Zeiss gefühlt, als der Westen kam und alles, was sie bisher getan und mit Erfolg getan hatten, zu Ausschuss und zu Wertlosem erklärte und vor ihren Augen platt machte. Nur, was sollen die Menschen machen? Ihre Vergangenheit ist weggebrochen, ist nichts wert, ist verdächtig und sowieso Schnee von gestern. Sie versuchen, zu schwimmen, sich zu orientieren. Sie glauben, dass jetzt für sie das Wirtschaftswunder und überhaupt ein Wunder anfängt.

Ich persönlich bin in der Lage, ihnen all ihre Merkwürdigkeiten, alle ihre Verwirrung und ihre Irrtümer nachzusehen, weil ich täglich erlebe, was mit der Wende da über sie gekommen ist: Eine kollektive Entwertung und Kolonialisierung. Selbst mein Vermieter, der mich mag, spricht mit mir wie mit einer sympathischen Ausgabe der Besatzung seines Landes.

Und kein Wessi zerbricht sich den Kopf der Menschen hier. Neulich hörte ich im Radio, dass auf einem SPD-Parteitag das Thema „Neue Bundesländer“ aus Zeitmangel von der Tagesordnung gewischt worden ist.

Jena, den 12.12.1993

Das alte Leben wird auf dem Dachboden weggesperrt.

Die Menschen hier sind gezwungen, ihr früheres Leben wegzusperrern wie einen alten Kleiderschrank, der jetzt auf dem Boden steht. Und sie versuchen, mit dem Neuen irgendwie zu Recht zu kommen. Sie fragen nicht, wieso das alles so gekommen ist.

Ich kann es mir leisten, zu fragen, warum das möglich war, und was wir und was sie falsch gemacht haben. Aber sie nicht. Jedenfalls nicht mehr diese Generation, auch die jetzige Jugend noch nicht. Irgendwann werden vielleicht andere solche Fragen stellen.

Heute bemühen sie sich mit großer Kraft, ihre erlittene Demütigung und Entwurzelung zu verdrängen und sich auf die Zukunft einzustellen. Nicht allen gelingt es. Aber es scheint nur diesen Weg zu geben.

Allerdings treffe ich ab und zu auch Menschen, die ganz offen sagen, dass sie die Wende bedauern, und dass sie das Leben zu DDR-Zeiten besser fanden. Irgendwie fühle ich mich zu ihnen eher hingezogen. Aber die anderen haben inzwischen auch mein volles Verständnis.

Und was unser Kapitalismus hier anstellt mit Menschen, die ihren eigenen Medien nie geglaubt haben und den Westen für ein Paradies hielten, das ist unglaublich! Man sehe sich nur einmal an, wie die Treuhand mit den Immobilien verfährt. Bei dem Namen „Treuhand“ frage ich mich immer, wem diese Einrichtung eigentlich treu ist. Jedenfalls scheint das Besitzrecht von Wessis, die damals Hals über Kopf ihr Land verlassen haben, wichtiger und bedeutender als das Gewohnheitswohnrecht so vieler Bürger, die mit einem Mal quasi auf die Straße gesetzt werden. Und es ist klar, vor allem geht es darum, dass hier einige Leute den großen Reibach machen. Rücksichtslos ist noch eine nette Bezeichnung für die Haltung, mit der der entfesselte Kapitalismus hier zuschlägt.

Ich fürchte, ich stürze soeben von Wolke 7 ab und lande unsanft auf den harten Muschelkalkfelsen dieser Stadt.

Aber ich will mich nicht gleich entmutigen lassen.

Jena, den 16.12.1993

Die Studierenden hatten einen der weiß gestrichenen, kühl wirkenden Seminarräume in einen stimmungsvollen, verrückten Partyraum verwandelt. Paul und ich nickten anerkennend. „Warum sieht es hier eigentlich nicht immer so aus?“, scherzte ich.

Zur Verwunderung von Paul kamen zur Feier alle 30 Studierende der Seminargruppe.

„Wieso kommen die alle?“, fragte ich Paul. „Du hast Recht: Der eine oder andere hätte doch sicher was Besseres zu tun gehabt. Sie kommen, als sei es ihre selbstverständliche Pflicht. Und sie sind durchweg gut gelaunt.“ Wir staunten.

Der Wichtel-Mann lässt niemanden aus.

Noch bevor wir uns weiter über diese Frage flüsternd austauschen konnten, erschien vom Flur her einer der Studenten. Er schleppte einen voll beladenen Wäschekorb. Es sollte wahrhaftig gewichtelt werden! Ich habe das Wichteln von je her gehasst. Aber je länger es dann dauerte, umso mehr zog es meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Student, er hieß Jan, verhielt sich bisher, soweit ich mich erinnere, in den Seminaren eher schüchtern und stumm. Jetzt blühte er in seiner Funktion als Wichtelgeschenke-Verteiler unübersehbar auf. Von ihm erhielt jeder der 30 Studenten und Studentinnen sein oder ihr kleines, nett eingepacktes Geschenk überreicht. Die Leute kamen einzeln zu ihm vor, und er bedachte sie nicht nur mit dem Wichtel-Päckchen, sondern sagte jedem einige persönliche, individuell zugeschnittene, oft auch witzige Worte des Lobes, des Trostes oder der Ermunterung. Paul und ich staunten über die Mühe, die sie sich machten. Auch die Erwartung von mir, dass diese aufwendige Zeremonie spätestens beim 15. Wichtelgeschenk ihre Ausführlichkeit und Intensität verlieren und das Ganze dann irgendwann doch recht flott abgewickelt werden würde, erwies sich als Irrtum. Der Wichtel-Student blieb bis zum letzten Mann, bis zur letzten Frau gleichermaßen nett und nahm sich alle Zeit, die er brauchte. Die Gruppe schaute mit Engelsgeduld dem Geschehen zu, achtete offenbar auch genau auf das, was er sagte, lachte,

jubelte oder pfiff gelegentlich, wenn eine Ansprache besonders gelang. Es war nicht möglich, zu erkennen, ob manche Leute in der Gruppe beliebter waren als andere. Jeder wurde gleich wichtig genommen. Da zeigte sich keine Tendenz, die Wortführer oder auch die auffallenden Personen - ich hätte gesagt, die Alpha-Männchen und die Alpha-Frauen - mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln, als die anderen. Die Stillen, die Mäuschen am Ende des langen Tisches bekamen dieselbe Beachtung und Herzlichkeit. Wie war das möglich?

„Bei uns würde er die ersten Zehn ausführlich beschenken und dann den Rest herunterreißen!“, flüsterte Paul mir verblüfft zu.

„Genau, ich bin echt platt. Was ist das? Warum kann er das?“ Wir sahen uns nachdenklich an. Im Westen, darüber waren wir uns einig, würde man eine solche Szene nie erleben.

Der Prozess hatte nichts von Routine an sich. Und auch die Studierenden blieben hellwach und sorgten dafür, dass keiner benachteiligt oder übersehen wurde. War das erlernte Solidarität? War ihnen das Mitsorgen und Mitdenken für andere in Fleisch und Blut übergegangen?

‘Bin ich jetzt doch fündig geworden? Ist dies vielleicht ein Erbe der realsozialistischen Gesellschaft hier im Lande?’, freute ich mich. Vermutlich. Das Wort „Kollektivität“ fiel mir ein. Aber während man im Westen bei diesem Stichwort geneigt ist, sich eine anonyme, gleichgeschaltete Gruppe von Roboter ähnlichen Menschen vorzustellen, begegnete uns Kollektivität hier völlig anders. Für jeden hatte dieser Jan etwas Spezifisches im Repertoire, einen Text, den er nicht einfach so dahinsagte, sondern immer Worte, die individuell auf nur diese eine Person zutrafen. Hier ging offenbar keiner im Kollektiv unter!

Paul und ich fühlten uns angesichts dieser Entdeckung sogar ein wenig schuldig, weil wir nicht in der Lage waren, uns so zu verhalten, wie diese Menschen hier, das war uns klar. Wir versuchten tapfer, genauso aufmerksam zu bleiben, wie die anderen. Aber für uns dauerte diese Wichtel-Zeremonie einfach zu lang. Paul und ich gaben uns alle Mühe, nicht zu gähnen. Endlich hatte jeder sein Päckchen.

Ist das nun ein Kollektiv oder was?

Die Spiele, die im Anschluss vorgeschlagen wurden, kannte ich alle noch aus meiner Kindheit. Bei dem Singspiel „Laurentia, liebe Laurentia mein“ aber, bei dem in jeder Strophe immer wieder alle Wochentage durchdekliniert werden und jede Nennung eines Wochentages mit einer gemeinsamen Kniebeuge begleitet wird, fühlte ich mich plötzlich unbehaglich. Es kam mir albern vor, diesen alten Ringelreihen unter Erwachsenen zu spielen. Die StudentInnen aber hatten den größten Spaß und der eine oder der andere konnte sich vor Lachen kaum auf den Beinen halten. Manch einer kippte bei seiner Kniebeuge um, wurde von den andern, die ihn bei der Hand hielten aber sofort wieder hochgerissen. Und er turnte mit Begeisterung weiter mit.

Bei mir wandelte sich das Gefühl des Unbehagens nach kurzer Zeit in Ärger um. Die Kniebeugen gelangen mir nicht mehr in so schnellem Rhythmus, wie dieses Spiel es verlangte. Es fing an, schwierig zu werden. Ich versuchte, mich zusammen zu reißen. Ich bemühte mich, zu lächeln. Ich wollte den Studierenden ihren Spaß nicht verderben. Nach der 20. Kniebeuge hatte ich nur noch den einen Gedanken im Kopf: Durchhalten und nicht zusammenbrechen!“

Die Studierenden lachten ihre im Gesicht vor Anstrengung rot angelaufenen Professoren an. Doch die fühlten sich eher ausgelacht. Wir beide spürten das Gleiche: dass wir nicht in diese Gruppe wildgewordener junger Leute hineinpassten.

Aber es ging immer weiter. Es folgte dann irgendein Pfandspiel. Wer verlor, musste ein Lied singen.

Wer kennt den König von Thule?

Ich weiß nicht mehr, warum ich ausgerechnet den „König von Thule“ anstimmte. Ich fand die Tonlage nicht gleich und mein Vortrag gelang nicht so lyrisch, wie ich vorhatte, ihn zu gestalten. Oft musste ich wieder kurz überlegen, wie der Text eigentlich weiterging. Immer wieder versuchte ich, die Tonart zu wechseln, weil ich viel zu hoch angefangen hatte.

Die Studierenden hörten mir geduldig zu, genauso geduldig, wie sie vorhin beim Geschenke-Verteilen zugeschaut hatten. Es wäre also gar nicht nötig gewesen, mich meiner Fehler und Ausrutscher beim Singen zu schämen. Bei der dritten Strophe versagte mir das Gedächtnis völlig. Ich fing zweimal wieder von vorne an. Dann fragte ich die anderen, ob sie mir helfen könnten. Erst als ich wegen der nun folgenden absoluten Stille im Raum hochsah und in ihre Gesichter blickte wurde mir klar, dass niemand dieses Lied kannte.

Ich starrte sie ungläubig an. Ich konnte es nicht fassen. Dies hier galt doch als ein Land, in dem das Singen, die Kunst, das Liedgut mehr gefördert wurden als im Westen. So dachte ich bisher. Und nun kannten sie dieses Lied nicht? Wo war ich bloß hingeraten?

Ich schluckte an meiner Enttäuschung. Als später Paul drankam, sang er „Abend wird es wieder“. Das kannten sie. Immerhin.

Jetzt wäre ich gerne gegangen. Die Feier lief schon mehr als eine Stunde. Aber die Studierenden reagierten empört, als ich vorsichtig andeutete, dass ich nun heimgehen wolle. Natürlich erwarteten sie, dass ich bliebe. Widerspruch galt nicht. Es kam mir plötzlich so vor, als müsse ich hier eine Prüfung bestehen, als wäre es meine Aufgabe, zu beweisen, dass ich noch mitmachen kann. Ich hatte selbst den Eindruck, dass ich die Prüfung schon längst versaut hatte. Aber leider sahen das die Studierenden nicht so und konfrontierten ihre beiden Professoren aufs Neue und ohne jeden Skrupel mit Situationen und Aufgaben, die ich als Zumutungen empfand.

Je länger es dauerte, desto fremder fühlte ich mich jetzt. Und auch das, was ich vorhin so heftig bewundert hatte, das schien mir auf einmal unbegreiflich und unheimlich. Ich kam mir eingeengt und genötigt vor. Aber ich konnte nicht fort, ohne sie zu beleidigen.

Auch Paul lächelte inzwischen gequält.

Irgendwann meinten die jungen Leute, es sei genug. Sie hatten noch eine kleine halbe Stunde lang FD-Lieder gesungen. Der lange Typ, der zur Feier ein FDJ-Hemd trug, spielte Gitarre und alle sangen hingerissen mit. Sie wirkten dabei ausgelassen und strahlend jung. Aber auch so, als ließen sie hier und heute eine verlorene und glückliche Vergangenheit noch einmal lebendig werden.

Jetzt war es an Paul und mir, nicht mitzusingen, denn diese Lieder kannten wiederum wir nicht, weil wir die Vergangenheit dieser jungen Leute nicht geteilt hatten. Wir fühlten uns

zunehmend fehl am Platz.

Als ich und Paul endlich wieder Straßenluft atmeten, hatten wir beide das Gefühl, gerade noch rechtzeitig entkommen zu sein. Keiner von uns sagte noch etwas. Irgendwann werden wir uns sicher darüber unterhalten. Jetzt waren wir nur froh, dass wir da raus waren.

Ich lag spät abends im Bett und alles drehte sich in meinem Kopf. Ich versuchte vergebens zu verstehen, warum und wann meine Sympathie für diese Menschen und ihre Feier gekippt waren und mich beinahe Furcht eingeholt hatte.